

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.



Berlin, den 30. Oktober 1915.

Aller Seelen.

Heilige Eintracht.

Am siebenundzwanzigsten August haben die drei pariser Kammerausschüsse für Auswärtige Politik, für das Heer und für die Flotte den Präsidenten der Republik und des Ministeriums den hier folgenden Antrag vorgelegt: „Die Ansammlung deutscher und österreichischer Truppen an Serbiens Grenze deutet nicht nur auf die Absicht, dieses Königreich anzugreifen, sondern auch auf den Wunsch, die Verbindung mit der Türkei zu sichern und die Meerengen von der Blockade zu befreien. Gelingt dem Feind (der von Bulgarien kaum Widerstand zu fürchten hat), die Bahnlinie Sofia-Philippopel zu erreichen, so ist die politische Wirkung gefährlich. Da thatloses Zögern diese Gefahr mehren müßte, fordern wir die Regirung auf, geschwind alles von den Umständen Gebotene anzuordnen und durch Truppensendung den nahen Fall von Konstantinopel zu verbürgen.“ Die Regirung „beräth“; verhandelt mit London, Petrograd, Rom und den Balkankabineten; hofft noch, daß Bulgarien mindestens neutral bleiben und den Durchzug fremder Heere hindern werde. Schließt sichs, wider Erwarten, den Kaiserreichen und der Türkei an, gegen die es sich 1912 zum Kreuzzug erhob, dann wird der Eingriff schwierig. Oberst Repington sagt in den „Times“: „Sollen wir in Saloniki etwa das Dardanellenabenteuer wiederholen? Wenn Rußland, Rumänien, Griechenland den Serben beistehen, können wir in Saloniki die Mannschaft landen, die auf unseren Hauptkriegsschauplätzen entbehrlich ist; aber nicht mehr. Die Heere Rumäniens und Griechen-

lands würden gegen die Mackensens und Ferdinands genügen; und die Mittelmeermächte könnten die türkischen Streitkräfte in Schach halten. In diesem Fall, nur in diesem Fall könnte das Unternehmen gelingen; und wir wären unseren serbischen Verbündeten den Versuch schuldig. Greifen Rumänen und Griechen nicht ein, dann ist die Aussicht auf Erfolg so schmal, daß uns das Abenteuer nicht verlocken darf." Im Oktober, als Herr Viviani von Radikalen und Sozialisten gefragt wird, warum er noch nichts gethan habe und was er jetzt thun wolle, antwortet er: „Wir haben nicht nur mit den Kammerausschüssen, sondern auch mit den Regirungen der verbündeten Staaten zu arbeiten; und wo diese Arbeit öffentlich erörtert wird, hats Einer, der Fragen stellt, leichter als Einer, der antworten soll. Fragen nach diplomatischen und militärischen Vereinbarungen kann ich weder hier noch anderswo, weder in öffentlicher noch in geheimer Parlamentssitzung beantworten. Ehre und Eigennutz gebieten uns, zu hindern, daß, von vorn oder von hinten (starker Beifall), das edle Serbenvolk, das seit drei Jahren in schweren Kämpfen steht, niedergeschlagen und uns der Weg zu den verbündeten Freunden abgeschnitten werde. Weil wir auf die Gemeinschaft mit anderen Regirungen angewiesen und für die allgemeine Kriegslage mitverantwortlich sind, konnten wir nicht früher handeln. Unsere wichtigste Pflicht ist, die Schwächung der französischen Front zu meiden. Wir durften nicht nach dem Balkan gehen, ehe die Heeresleitungen, die Generalstäbe ihre sachverständige Zustimmung gegeben hatten. Was auch geschehen möge: hier, wo wir mit heldischen Gefährten kämpfen, wird, durch unsere Kraft, die endgiltige Entscheidung fallen; daß sie von einem anderen Schauplatz her kommen könne, haben wir nicht eine Minute lang geglaubt. Der Plan des Marsches nach Serbien ist, für Heer und Flotte, von den Verbündeten mit vorsichtigster Sorgfalt ausgearbeitet, alles Nothwendige ist vorbereitet worden und die Regirung bürgt dafür, daß die Ausführung wirksam sein wird, wenn die Dinge so sind, wie wir sie sehen. Da ich mehr auch in geheimer Sitzung nicht sagen, weder Ziffern nennen noch Mittheilungen fremder Kabinete weitergeben könnte, werde ich nur in öffentlicher Sitzung sprechen. Sie haben eine Regirung. Der können Sie Ihr Vertrauen gewähren oder weigern. Zwischen Vertrauen und Mißtrauen leben, ausgefragt werden und danach hören, die Antwort

genüge nicht und deshalb müsse die Frage, in anderer Form, am nächsten Tag wiederholt werden: in solche Lage darf die Regirung sich nicht herabdrücken lassen. Ich stelle nur eine Frage; aufrichtig, klar, vor dem Land und vor Ihrem Gewissen: Haben wir noch Ihr Vertrauen? Wird diese Frage bejaht, dann wächst das Ansehen, das die Regirung in ihrer schwierigen Stellung braucht.“ Sie wird bejaht: 372 (gegen 9) Stimmen stützen den Satz: „Die Kammer vertraut der Regirung, billigt das von ihr Ausgesprochene und geht zur Tagesordnung über.“ Triumph? Ein Drittel der Abgeordneten (ihr röthestes) hat sich der Abstimmung enthalten.

Zum ersten Mal seit fünfzehn Monaten, seit der Verkündung heiliger Eintracht gellt wieder wüster Zank durch das Bourbonenschloß. Republikaner schelten Herrn Viviani einen Selbstherrscher; Monarchisten zählen die Sünden der Republik auf; in langwierigen Dialogen wird erörtert, wer sich vom Wehrdienst gedrückt habe oder zu drücken suche. Wir dürfen, stöhnt der Ministerpräsident, nicht den Glauben nähren, daß hier ein Faustkampf um Portefeuilles tobe. Herr Hervé sagt in „La Guerre Sociale“: „Trauriger noch als das Gezeter und Gegeifer, das die Sitzung durchheulte, war das von der Mehrheit unserer Freunde mit alberner Hartnäckigkeit wiederholte Verlangen nach genauen Angaben, die jede Regirung weigern müßte. Eine, die sich zu solchen Angaben entschlossen hätte, müßte man, ihrer Dummheit oder Verrätherei wegen, am Tag danach stürzen. Eine Woche nach der Mittheilung des Ministers hätte die ganze Hauptstadt gewußt, was wir auf dem Balkan vorhaben. Ists nicht schon schlimm genug, daß beklagenswerthe Schwatzhaftigkeit ihr, acht oder vierzehn Tage zuvor, enthüllt hatte, wann unsere Offensive in der Champagne beginnen werde? Statt einen an Verrath streifenden Vertrauensbruch zu fordern, mußten unsere Freunde im Parlament zu offenem Ausdruck bringen, was wir, Alle, über die Führung unseres internationalen Geschäftes auf dem Herzen haben. Unsere auswärtige Politik war seit langen Jahren im Schlepptau. Weil wir die Besiegten von 1870 waren und, um uns vor neuer Verstümmelung zu schützen, Bündnisse suchen mußten, machten wir uns ganz klein und sagten zu Allem Ja, was unser Bundesgenosse wünschte. Seit einem Jahr aber sind wir nicht mehr die Besiegten von 1870, sondern sind, dank dem Heldenmuth unserer Krieger, die Sieger von der Marne. Wer dem

preußischen Militarismus das Kreuz gebrochen, vier bis sechs Millionen Männer auf die Beine gestellt und, nach manchem Mißgriff, Munition und Wehrgeräth in Massen aus der Erde gestampft hat, Der darf wohl, bei aller Freundschaft und Dankbarkeit für Rußlands Volk, den Gefährten trüber Tage, über die Pflichten internationaler Politik seine eigene Meinung haben und zu dem Verbündeten als Gleichberechtigter reden, sogar im rauhen Ton des Freundes, der dem Freunde die Wahrheit nicht schminkt. Weil wir uns zu tief gedemüthigt haben, sind wir auf dem Balkan in so üble Lage gerathen." Herr Delcassé habe, Rußland zu Liebe, Hellas besser als Italien behandelt. Zum ersten Mal wird jetzt, am Ende des Vierteljahrhunderts, das seit Bismarcks Entlassung verstrichen ist, in Frankreich öffentlich gesagt: Rußland hat uns in Verlegenheit gebracht. Auch der Akademiker Barrès beseufzt die Sitzung; im „L'Écho de Paris" spricht er: „Die Kammer war furchtbar erregt. Fünf Stunden lang hielt ich die Feder in der Hand, um aus all dieser Leidenschaft etwas der Landesvertheidigung Nützliche aufzuzeichnen: fand aber nichts. Ich habe gegen die geheime Sitzung und für die Regirung gestimmt. Ich will sie nicht stürzen. Sie ist unvollkommen; zu meinem Bedauern fehlt ihr Mancher, den Thatkraft und geleisteter Dienst in ihre Reihe weisen. Doch welche Zusammensetzung bereitet Ihr vor? Würdet Ihr Millerand und Ribot behalten, denen die Nation, das Heer, die Bundesgenossen und die Neutralen vertrauen? Der Mannschaft von morgen würde die Kenntniß der Dinge, der nicht belichteten Vorgänge fehlen; die Mannschaft von heute hat diese Kenntniß im Amt erworben. Und zu Versuchen ist jetzt nicht Zeit. ‚Was hätten wir vermocht, wenn die Regirung auf der Höhe ihrer Aufgabe gewesen wäre!' Herr Chaumet hats in den Saal gerufen. Ein schönes, großes, zu Trauer stimmendes Wort. Er hat gefragt: ‚Wo ist die Regirung? Wo der Lotse? Auf der Ministerbank sehe ich ihn nicht.' Ist er anderswo? Aller Blicke suchten die Bänke ab. Einer schaute den Anderen an. Die Kammer leidet unter dem Gefühl, daß die Regirung nicht genug Willen und Entschlußkraft habe, und möchte deshalb, natürlich, selbst die Geschäftsleitung erlangen. Das wäre denkbar, wenn unseres Heeres Führer Generale von gestern, ohne gründliche Erziehung in der Technik ihres Berufes, wären. Unsere Heereshäupter sträuben sich aber, mit

gutem Recht, gegen die Zumuthung, die Handlanger von Stubenstrategen zu werden. In den Heldentagen des Wohlfahrtausschusses (hinter dem große Techniker standen) führte das Heer einen langsamen Krieg, einen Lagerkrieg, der den ungeheuren Aufgaben von heute gar nicht zu vergleichen ist. Jeder durch Kenntnißmangel bewirkte Fehler unserer Stubenstrategen würde jetzt zu ernster Gefahr: denn wir kämpfen gegen das gewaltigste, von der höchsten Wissenschaft geleitete Heer, dessen Ansturm unser Vaterland je zu erdulden hatte. Schließlich ist der betrübende Tag ohne ernste Schädigung vorübergegangen. Am Ende der peinvollen Sitzung sprach der allgemein geschätze Oberst Driant edle Worte. Wer aber wünscht nicht mit ihm, daß heute kein offizieller Sitzungbericht erscheine!"

Der Lothringer Barrès (der am Tag von Jena so düstere Weise ins Land blasen mußte) hat seine Kümmerniß bald geborgen. „Weil die Deutschen unsere Front nicht brechen und zwar russische Festungen und Provinzen besetzen, nicht aber Rußlands Heer umfassen, vernichten und so den Friedensschluß erzwingen konnten, weil sie wissen, daß Rußland im Frühjahr mit neuen Menschenmillionen den Kampf wieder aufnehmen wird, wollen sie in Südost ein Loch in den Reif stoßen, der sie einzwängt. Auf die Märsche nach Paris, Calais-London, Moskau-Petrograd läßt ihr Traum den Marsch nach Konstantinopel-Kairo folgen. Sie hoffen, in Asiens ungeheurer Fülle neue Soldaten und Pfänder, die Britanien auslösen müßte, zu finden. Sie glaubten, durch gewaltige Befestigung, durch die sorgsame Organisation ihrer Vertheidigung den Menschenverbrauch gemindert und sich die Möglichkeit gesichert zu haben, Massen auf den Weg nach Konstantinopel zu werfen. Nun aber ist, in der Champagne und im Artois, erwiesen worden, daß wir ihre Sperre brechen, ihrer Grabenmannschaft Herr werden können und daß uns der Angriff nicht mehr kostet als sie die Abwehr. Dieser Beweis ist ungemein wichtig. Deutschland hegt noch kühne Pläne und bleibt furchtbar; ist aber hart getroffen. Weil es zwischen seinen Feinden steht, kann es bequem auf seinen inneren Linien manövriren. Dazu braucht man nicht Genie; die kluge Ausnützung der geographischen Lage genügt. Aber Deutschlands Kraftquell ist nicht unerschöpflich; und wenn ein reiflich besonnener und kräftig ausgeführter Vorstoß der Verbündeten die Schwierigkeit wegschafft, die ihnen die Entfernung vom Balkan bereitet,

wird das Ungethüm, nach der letzten Zuckung, seinen Hingang zu bejammern anfangen. Die Mittwochssitzung der Kammer war traurig und ich bedaure, daß der Präsident und die Fraktionvorstände uns nicht wenigstens für die Kriegsdauer dieses Haßgeheul ersparen können, das die Sitzungen verpestet und die Seelen verzwergt. Wir wollen ehrliche Eintracht, nicht Dolchstöße in den Rücken. Daß die Deutschen, die achtzig Kilometer vor Paris stehen, das Bedürfniß nach anderer Marschrichtung empfinden, ist ein Schwächezeichen. Unter der Maske des Stolzes wird die Strategie der Verzweiflung sichtbar. Der Vierbund hat die Uebermacht und braucht nur Zeit, um zu siegen. Kommen die Deutschen nach Konstantinopel, dann ist unsere Sache nicht etwa verloren (weder dort noch in Kairo kann die Entscheidung fallen); aber der Krieg wird verlängert. Griechenland und Rumänien können durch Begünstigung die Niederlage Germaniens nicht hindern, durch ihren Beitritt aber den Sieg des Vierbundes, also die Sicherung des Weltfriedens beschleunigen. Der Vierbund kann, nach der Kopfzahl seiner Völker, noch zehn Millionen Mann ins Feld stellen; der germano-türkische Bund nur zwei Millionen und eine halbe. Mit dieser Reserve ist, wenn wir sie bis in Rußlands Tiefen hinein waffnen können, der Sieg gewiß und wir haben keinen Grund, einer diplomatischen Schlappe oder militärischen Verspätung wegen zu bangen. Selbst der übertreibende Glaube, aus Bulgarien, Griechenland, Rumänien könne dem feindlichen Heer ein Ersatz von vierzehnhunderttausend Mann zuwachsen, braucht uns nicht zu ängsten: uns bliebe ja die Ueberzahl von mehr als sechs Millionen; bliebe, auch nach einem vollen Balkanerfolg der Deutschen, die Freiheit der Meere und, als gewaltiges Pfand, die Herrschaft über die deutschen Kolonien und die Sperre des ganzen deutschen Ueberseehandels. Wer diese Kampfbedingungen durchdacht hat, kann an dem Endergebniß nicht zweifeln. Serbien (dessen Helden ich nicht einmal mitgezählt habe) giebt uns das herrlichste Beispiel zäher Ausdauer. Deutschland klammert sich an die Hoffnung auf Sonderfrieden. Fester als je aber sind die vier Völker entschlossen, bis ans Ende zu gehen. In der Stunde, da Napoleon von Spanien bis nach Moskau gebot, schien er stärker als jemals zuvor: und dennoch begann diese Stunde den Tag, der ihn als den Schwächsten erweisen sollte." (Er war allein und die Welt wider ihn.)

Auch Herr Hervé bläst längst wieder frohere Lieder. Die Mütter, Frauen, Schwestern der nach Serbien geschickten Krieger sollen nicht jammern. „Ist ja gar nicht weit. Vier Tage von Marseille nach Saloniki. Frankreichs, Englands, Italiens Torpedoboote schützen die Ueberfahrt; der Soldat kann sich ruhig aufs Ohr legen. Klima? Auf dem Balkan wie in Südfrankreich; nicht gerade wie in Nizza und an der Azurküste, doch wie in Albi und Rodez. In Griechenland wird, außer in einer dünnen Regierungschicht, der Franzose als Freund und Erlöser begrüßt; und die serbischen Bauerhelden, denen wir beistehen wollen, werden sich ihm nicht so als Hund und als Ratte zeigen wie mancher französische Bauer in unserer Kriegszone. Ein prächtiger Führer: Sarrail. Der wird seine Leute nicht als werthloses Kanonenfleisch behandeln, sondern als Bürger, deren Haut kostbar ist und die man nur da dem Feuer aussetzt, wo Nutzen und Ehre des Volkes in Waffen solches Opfer fordert. Langweilig wirds nicht da unten; nicht wie im Grabenkrieg. Und Eure Söhne, Männer, Brüder gehen nicht etwa nur hin, um Serbien zu vertheidigen, sondern, um den Deutschen den Weg nach Konstantinopel zu verriegeln und um den Krieg ein Halbjahr früher zu enden. Nach Eurer Meinung dürfte man nur Freiwillige hinschicken? Der Freiwilligenaufruf brächte Euch nicht weiter: denn alle Haarigen würden sich für Serbien melden! Oberst Repington ist gegen die Landung in Saloniki. Er meint, wir könnten nicht genug Truppen hinwerfen, um ohne Rumänien und Griechenland Wirksames gegen Deutsche, Austro-Ungarn, Bulgaren und Türken zu erreichen, und sollten deshalb lieber alle Kräfte auf der Westfront zu entscheidendem Schlag ballen. Ziehen aber die Deutschen in Konstantinopel ein, dann ist nicht nur die Hoffnung auf Rumänien zu begraben, sondern Wilhelm kann sich eine Million Türken holen, sie waffnen und entweder an unsere Grenze oder nach Egypten werfen. Putzig ist, daß erst wir einem englischen Oberst sagen müssen: In Serbien soll Egypten und der Suezkanal vertheidigt werden. Hauptfront! Die wechselt mit den Umständen. Jetzt ist sie in Serbien. Ein sicherer Durchgang in die Türkei schafft den Deutschen Getreide, Vieh, Kupfer, Soldaten. Der Balkansieger gewinnt eine Million Gewehre: der Feind von den Türken, der Vierbund von Rumänen und Griechen. Und wir sollten zögern, eine halbe Million Menschen auf die Balkanhalbinsel zu

schicken? Rußland allein müßte, selbst wenns seine Front dadurch unvorsichtig entblößte, so viel nach Bulgarien werfen. Sind wir solchen Kraftaufwandes nicht fähig, dann werden die in den vier Staaten Regirenden nach ein paar Wochen ein schönes Konzert von Seufzern und Flüchen hören! Wir dürfen nicht eine Stunde mehr vertrödeln. Aus jeder Verspätung der Truppentransporte kann ein Zusammenbruch des ganzen Unternehmens werden."

Senator Clemenceau will den Tigerzahn nicht stumpfen. 'L'Homme Enchaîné' pfaucht: „Wenn die Verbündeten einen Plan haben, wie sie einen (sogar zwei) für die Dardanellen hatten, kann das Ereigniß ihn uns kennen lehren. Nur möchte ich anmerken, daß wir nicht blind dem Glück vertrauen dürfen; erstens: weil die Deutschen seit einem Jahr in Noyon sind; zweitens: weil das heldische Belgien und das heldische Frankreich für uns am Ende eben so wichtig ist wie das heldische Serbien. Wer bürgt uns, vor einem Abenteuer, an dem Frankreichs Leben hängt, für gute Vorbereitung und Organisation, wer dafür, daß die Mittel, über die wir verfügen, den Vorbedingungen des Erfolges genügen? Diese Frage, die einzige, die sie stellen mußte, hat die Kammer nicht gestellt. Die Deutschen, die unter Menschenmangel zu leiden anfangen, weiten ihre Front über alles ahnbare Maß hinaus, weil sie hoffen, uns schließlich noch den Islam entgegenschleudern zu können. Sollen wir ihnen blind dahin folgen, wo ihnen, unter den günstigsten Bedingungen, zu schlagen beliebt, oder sollen wir auf unserer verkleinten Front die Kraft zu entscheidendem Keulenschlag sammeln? Das will überlegt sein. Wir haben Denkorgane; und ich fordere nur, daß sie in der Stunde vaterländischer Gefahr nicht den Dienst versagen. Die allzu einfache Auffassung der Regirenden wähnt, daß wir nur in Serbien den Serben helfen können. Schicken wir kleine Packete, eins nach dem anderen, dann entsteht die Gefahr, daß wir, ohne Gesammtvorbereitung, über den Punkt, bis zu dem wir gehen wollten, hinaus gerissen werden. Jeder Brite oder Franzose, der nach Saloniki oder Gallipoli geht, fehlt auf unserem Boden. Handelt sichs um eine Ehrenfrage? Dann begreife ich nicht, daß Rußland, das für Serbien den Krieg begonnen hat, sich um das serbische Heer, das ohne den Entschluß des Zaren den Feldzug nicht gewagt hätte, nicht mehr kümmert. Gilts einer Nutzensfrage? Italien ist dem Balkanschicksal fester

als wir verknüpft. Kleine Packete: Das wäre zu viel und doch nicht genug. Zu viel für die Sicherung unserer Front; nicht genug, um die Deutschen auf dem Weg nach Konstantinopel zu hemmen. Während der Kaiser über die Türkei, der wir die zum Krieg nöthigen Millionen geliehen hatten, wie über seine Sache verfügte, während er sich die Neutralität Griechenlands und Rumäniens, gegen Völker, denen diese Länder ihre Befreiung danken, sicherte und Bulgarien für den Angriff auf uns kaufte, war unsere poincarirte Diplomatie ängstlich besorgt, die Staatshäupter zu hätscheln, die sie mit Wortzuckerwerk bewirthеten; die Warner zu Haus ließ sie das Joch der Censur fühlen. Viele Engländer fürchten, wie viele Franzosen, daß der Zug nach Saloniki den großen Interessen des Vierbundes nicht nützen, sondern schaden werde. Wer England auffordert, im Hinblick auf einen mindestens ungewissen Erfolg die französische Front zu schwächen, scheint mir recht leichtsinnig zu handeln. So schwere Verantwortlichkeit würde ich nicht auf mich nehmen; denn ich bin überzeugt, daß die Entscheidung, auch für Serbien, Rußland, England, für Europas Civilisation und für den Orient, auf unserem Boden ausgefochten werden wird. Der Heldenmuth des Serbenvolkes muß uns mit höchster Bewunderung erfüllen. Auch Leonidas war, mit seinen dreihundert Spartanern (und ein paar tausend Helfern), in den Thermopylen herrlich: dennoch gelang dem Xerxes der Durchbruch. Unsere Aufgabe ist nicht, den Plutarchen der Zukunft Stoff zu bereiten, sondern, uns Erfolg zu schaffen. Unser Helfercorps wird, überall, von dem unglücklichen Volk, dem es Rettung bringen möchte, mit Jubel empfangen werden. Das ist gewiß. Ungewiß bleibt nur Eins: das Ergebniß. Und da bin ich zu der Erinnerung genöthigt, daß nicht Uesküb oder Monastir unser Ziel ist, sondern Konstantinopel. Unseren russischen Freunden, die bewundernswerth sind, will ich keinen Vorwurf machen; nicht einmal aus dem Versteck. Wer ihre Lage nicht bedenkt, ist ein Narr. Da sie uns aber, für den Vormarsch nach Konstantinopel, den doch ihr Interesse empfahl, nicht die Truppen liefern konnten, die sie versprochen hatten: was könnten sie jetzt leisten, da ihre strategische Lage noch nicht viel besser ist? Sie sind unschuldig; schuldig die Leute, die zwar genau wußten, wie es in Rußland stehe, aber glaubten, ihre Pflicht zu erfüllen, wenn sie uns mit schönen Worten fütterten.

‚Wir führen einen Krieg und erstreben, für Alle, einen Ausgang, wo auch immer gefochten werde.‘ Das hat Sir Edward Grey im Parlament gesagt. Anders spreche auch ich nicht; nur ist mir gewiß, daß in Frankreich, von Frankreichs Kriegern, die Entscheidung bestimmt werden wird. Uns aber wurde stets erzählt, England wolle, daß wir nach Saloniki gehen. Greys Worte zeugen nicht von solchem Streben. Wer entwirrt uns den Knäuel all dieser Fragen, die einstweilen noch nicht beantwortbar scheinen?“

Die Stimmen, die den Eingriff in den Balkankrieg empfehlen, sind stärker. „Wir sind des Sieges gewiß, können aber noch nicht wissen, wann und wo wir ihn erringen werden. In welche Umwege wird er uns nöthigen, ehe er sich greifen und halten läßt? Wenn eines Tages erwiesen würde, daß wir, um ihn zu packen, nur die Hand ins serbische Gebirg auszustrecken brauchten: könnten wir dann den Biß des Gewissens ertragen? Keine Methode ist unfehlbar, kein Wagniß ohne Gefahr; jeder Schritt kann an einen Abgrund führen. Plötzlich wird aus dem wirren Geknäuel des Handelns der Sieg hervorblitzen. Gewichtige oder spitzige Gründe für und gegen den Zug nach Serbien zu suchen, ist nutzlos. Jede Begründung kann entkräftet werden. Sicher ist nur: die Nothwendigkeit, überall zu kämpfen, wo ein Deutscher steht. Die Vorbereitung des Kampfes ist die Sache der Führer, die unser Schicksal gestalten. Aus dem Munde der ersten Landsleute, die im Orient verwundet wurden, hören wir nicht Klage, sondern den Rath, in Geduld und Verzicht uns an das Vaterland hinzugeben. Die großen, dramatisch wirkenden Schläge der Deutschen bieten uns immer ein Doppelschauspiel. Eins, von wilder Schönheit, zeigt die kräftige Organisation, die gründliche Vorbereitung, die Zusammenfassung aller Kräfte zur Sicherung des größten Ertrages. Das andere Schauspiel ist rein theatralisch, langt nach der Bühne, will durch Verblüffung und jähen Donner auf die Phantasie wirken und den Feind in Angst oder Lähmung schrecken. Dabei hilft die deutsche Presse. Man hört Triumphgeheul und ist für eines Augenblickes Dauer getäubt. Die Neutralen beben; in Frankreich, England, Italien schwankt die Oeffentliche Meinung; Furchtsame werden von Unruhe gepackt. Ein paar Tage lang scheint Deutschland der Sieger und Weltbeherrscher. Die Versuche, England durch Unterseeboote zu blockiren und Rußlands Heer zu ver-

nichten, boten dem Auge dieses Doppelschauspiel. Die starken, nur durch theatralischen Ueberschwang geschädigten Pläne hatten zunächst, nach gründlicher Vorbereitung, Erfolg; scheiterten aber schließlich an ihrer Künstlichkeit, ihrer merkbaren Absicht auf dekorative Wirkung; Bluff kann der Ueberlegung, der Erfahrung, der Zeit nicht widerstehen. Große Theaterschläge müssen schnell ausgeführt werden; sonst werden die hohlen und morschen Stellen des Werkzeuges fühlbar und der Schlag trifft Den, der durch ihn schrecken wollte. England hat den Anfall der Unterseeboote grimmig gerächt und Rußland ist wieder aufrecht. Auch der Plan des Zuges nach Konstantinopel hat, neben der düsteren, durchaus ernst zu nehmenden Drohung, Etwas vom Kunststück, das uns nicht blenden darf. Nach Konstantinopel kommt Egypten, kommt Indien. Wir sehen eine bewundernswerthe Maschine, deren Bau, deren Hebel und Räder ein furchtbares Bild ihrer Kraft geben. Was aber ist ihr Zweck? Der Aufstieg in den Mond. Dann wollen wir unsere Bewunderung sparen. Der Mond ist zu hoch; keine Menschenmaschine trägt bis zu ihm empor. Auch in dieser wird, vor dem Unmöglichen, eines Tages das Räderwerk versagen." (Akademiker Capus in Le Figaro.) In der selben Zeitung sagt Herr Reinach: „Abermals bewähren die Serben solche Heldentugend, daß die ihnen verbündeten Großmächte, wenn sie ihnen nicht hülfen, mit unauslöschlicher Schmach befleckt würden. Anfangserfolge der Deutschen, Oesterreicher, Bulgaren sind denkbar. Auch Rußland schien völlig geschlagen: und nun steckt der deutsche Angriff im gefrorenen Schlamm Kurlands und des Pripet; und am Saum Galiziens und der Bukowina zeigen sich starke russische Armeen. Wars nicht richtig, noch in den dunkelsten Stunden auf die Rückkehr des russischen Glückes zu bauen? Freilich: von selbst kommt auch die Gerechtigkeit, die in den Dingen lebt, nicht in Bewegung. Die Ausschweifung auf den Balkan kann Katastrophe oder Triumph werden: je nach dem Aufwand von Kraft und Entschlossenheit, der den Verbündeten erreichbar ist. Mit wahrem Köhlerglauben, dem letzten Bleibsel der einst von Frau von Staël gepriesenen Sentimentalität, nimmt Deutschland seit fünfzehn Monaten alle Verheißungen und Träume seines Kaisers hin. Am Sedantag, hörte es, ist Einzug in Paris; am Neujahrstag Fall von Calais und Einbruch in England, das durch Unterseeboote

ausgehungert, durch Luftbomben der Zeppelins eingeschüchtert wird; Rußland auf die Knie gezwungen, sein Heer bei Wilna eingekreist, gefangen und Petrograd in Lebensgefahr. Nach mancher Enttäuschung mag leiser Zweifel in die deutsche Seele geschlichen sein. Doch der Kaiser und Wolffs Telegraphen-Bureau arbeiten weiter. Zermalmung der Serben. Einzug in Konstantinopel. Die Meerengen frei. Spazirgang durch Kleinasien und Syrien. Eroberung Egyptens. Gut. Wir müssen handeln. Daß zwischen Belgrad und dem Bosporus achthundert Kilometer liegen, entbindet uns nicht der Pflicht, rasch zu handeln. Die serbische Decke darf nicht platzen. Noch geht der Kampf über das dem deutschen Einbrecher günstigste Gelände; morgen wirds der Vertheidigung günstiger sein. Gebirg, Wälder, Schluchten: für die Serben, die mit gewohnter Tapferkeit kämpfen, der beste Kriegsschauplatz. Dennoch müssen wir unseren Vormarsch beschleunigen. Der deutsche Größentraum? Leset im Erschrecklichen Leben des großen Gargantua (von Rabelais) das dreiunddreißigste Kapitel. ‚Wenn Spanien sich Euch, allergnädigster Herr Pikrocholus, ergeben hat, fahret Ihr durch die Sibyllische Enge und richtet da zwei Säulen auf, viel stattlicher als die des Herkules. Dann wird Barbarossa Euer Sklave sein. Im Sturm erobert Ihr die Königreiche Tunis, Hippo, Algerien, Bona, Corona, kühnlich die ganze Berberei. Eure Hand umklammert Majorka, Minorka, Sardinien, Korsika und andere Inseln. Ihr kehret Euch linkwärts und nehmet das ganze narbonische Gallien, die Provence und Allobrogien, Genua, Lucca, Florenz. Dann sei Gott Dir gnädig, Rom! Schon schlottert der arme Junker Papst von Angst. Neapel, Kalabrien, Apulien, Sizilien: das ganze Welschland habt Ihr nun in der Tasche; und Malta gleich mit. Loretto kommt auf dem Rückweg. Zuvor Kandia, Cypern, Rhodus; von dort werfen wir uns auf Morea. Gott schütze Jerusalem! Aber mit dem Aufbau des salomonischen Tempels müsset Ihr noch warten. Nicht zu plötzlich in Eurem Unternehmen sein! Eile mit Weile, rieth Kaiser Oktavian. Erst müsset Ihr Kleinasien, Karien, Lykien, Pamphylien, Lydien, Phrygien, Mysien, Alles bis an den Euphrat haben. Inzwischen hat Euer zweites Heer die Bretagne und Normandie, Flandern, Brabant, Hennegau, Artois, Holland, Seeland Euch erobert; ist, über den Bauch der Schweizer, bis an den Rhein geklettert; Luxemburg,

Lothringen, die Champagne und Savoyen sind in seiner Hand; nun ward Norwegen und Schweden, England, Schottland, Irland unterjocht; von da gings durch die Ostsee nach Preußen; unser ists, sammt Polen, Litauen, Rußland, der Walachei, Siebenbürgen, der Bulgarei und Türkei; Eure Leute stehen schon in Konstantinopel. Ein alter Edelmann sprach, da er solches Reden hörte, aus Erfahrung: All dieser Anschlag wird, fürchte ich, einst ausgehen wie der Schwank von dem Milchtopf, aus dem der Schuster im Traum schwelgte, der dann aber in Scherben brach. Unsinn, schrie Pikrocholus; vorwärts! Angst habe ich nur vor den verteufelten Legionen Großmauls; was machen wir, wenn sie uns, während wir in Mesopotamien festsitzen, auf den Schwanz treten?‘ Diese Legionen sind die Heere der Joffre und Kitchener, Russkij und Iwanow. Nur sie fürchtet der Kaiser. Deshalb schwächen wir sie nicht im Geringsten. Nicht in ‚Mesopotamien‘ ist unser Hauptkriegsschauplatz.“ Der Vergleich ist nicht ganz witzlos. Fast Todsünde aber, Joffre & Co. mit dem Namen des Großmauls (Grandgosier) zu züchtigen. Und warum verschweigt Herr Reinach die Antwort, die dem rabelaisischen Helden wird? Zwickt Euch die Teufellegion, dann, spricht Hauptmann Diarrhöe, „sendet Ihr ein Depeschlein an die Moskowiter: und flugs stellen sie Euch vierhundertfünfzigtausend Mann, erlesenes Kriegsvolk, auf die Beine“. Frankreichs Hoffnung auf Rußland nistet heute nicht fester. Alles wiederholt sich nur im Leben; und im Völkerlos.

Noch eine Stimme; Le Temps: „Seit mindestens drei Monaten mußte jede Staatskanzlei und jeder Generalstab sich auf das Ereigniß von heute vorbereiten. Außer dem höchster Bewunderung würdigen Widerstand der Serben war Alles vorauszusehen. Die Schnelle des Entschlusses und der Ausführung muß den Beweis erbringen, daß die Entente nicht überrumpelt wurde und daß ihre Leiter nicht kleiner sind als ihre Pflichten. Allzu viel Zeit ist versäumt worden. Jetzt ist Eile das höchste Gebot. Wenn in jedem der verbündeten Staaten das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und der Aufgabe lebt, kann die gemeinsame Kraftleistung die Balkanvölker überzeugen, daß der Krieg mit dem Sieg des Rechtes und der Gesittung, mit der Niederlage barbarischer Knechter enden muß. Trotzdem es auf allen Fronten gesiegt zu haben behauptet, lechzt Deutschland nach Frieden. In ihrer Gesammtheit sind die

Deutschen des Krieges müde. Das Balkanabenteuer gefällt ihnen, weil sie von ihm eine Beschleunigung des Friedensschlusses erhoffen. Sie fürchten den zweiten Winterfeldzug; denn ihnen war vorgeredet worden, der Krieg werde kurz sein und schnell einen Feind nach dem anderen zerschmettern. Nun ist, nach vierzehn Monaten, nicht eine Armee Frankreichs, Rußlands, Englands, Italiens, Belgiens gefechtsunfähig; und um nur mit Serbiens Heldenmuth fertig zu werden, mußten die Kaiserreiche die verbrecherische Treulosigkeit der Bulgaren erkaufen. Ein Schimmer dieser Wirklichkeit ist ins Auge des deutschen Volkes gedrungen. Der Traum von Weltherrschaft ist verflogen; man denkt nur noch daran, die durch die Besetzung russischen, französischen, belgischen Bodens erworbenen Pfänder zu gutem Preis einlösen zu lassen. Da droht die letzte Enttäuschung. In keinem Fall werden die Verbündeten Frieden schließen, ehe ihr Sieg unbestreitbar ist und Deutschland sich als geschlagen bekennt. Auf der einen Seite Ehrgeiz und erbärmliche Gier; auf der anderen ein hohes Ideal. Der Friede wird und muß den preußischen Militarismus töten; überlebt er, dann bleibt das Leben der Völker unsicher und unsere Kinder lernen das Unheil kennen, das wir erleben. Den Menschen unseres Tages hat das Schicksal die edle Pflicht aufgebürdet, die Freiheit der Völker zu sichern. Sie werden der Pflicht nicht fehlen; werden die Ehrenlast bis ans Ende tragen. Die verbündeten Mächte werden nie anderen Frieden schließen als den von ihrem Waffensieg empfohlenen. An diesem Entschluß kann ein örtlich begrenzter Vorgang, ein Erfolg auf dem Balkan oder sonstwo, nicht rütteln. Auf der breiten Gesammtstrecke des europäischen Kriegsschauplatzes werden wir Entscheidung erlangen; auf dem Festland und auf dem Meer, wo unsere Herrschaft unbeschränkt und von dem Deutschlands Flagge seit einem Jahr verjagt worden ist."

Auf dem selben Blatt wird, in der Nachbarspalte, den Neutralen vor deutschem Landhunger und Größenwahn Angst gemacht. „Herr Professor Martin Spahn, der seinen Lehrstuhl kaiserlicher Gunst, nicht persönlichem Verdienst, dankt, hat jüngst Franz Joseph ermahnt, Italien zu plündern und schnell das lombardo-venetische Königreich wiederherzustellen, von dessen Gräuelwirthschaft die Bleidächer von Venedig und die Galgen von Belfiore zeugen. Jetzt räth der selbe Professor seinem huldvollen Herrn, Frankreich

in die Grenzen zurückzudrängen, die es im Mittelalter hatte. In welchem Mittelalter? Will der beflissene Höfling, den Hohenzollern zu Gunst, die verscharrten Königreiche der Caribert und Guntram, Childebert und Chilperich ausgraben? Unsere Wissenschaft könnte antworten, daß diese Königreiche in die französische Reichseinheit eingeschmolzen, mit der Zustimmung all ihrer Bewohner dem Königreich Frankreich eingefügt worden sind. Auch gab es ‚im Mittelalter‘ (genauer: am vierzehnten Februar 842) einen Vertrag, der als ‚Eid von Straßburg‘ bekannt ist. Die Handschriftensammlung unserer Nationalbibliothek hat uns den Wortlaut erhalten; die Deutschen müssen ihn kennen, da der greifswalder Professor Koschwitz ihn in seinem Kommentar zu den ältesten französischen Sprachdenkmälern anführt. Und dieser Eid von Straßburg, dieses zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen ausgetauschte Gelöbniß scheidet die zwei Sprachen, zwei Völker durch die Rheingrenze. Wozu aber mit Herrn Spahn streiten? Er leugnet, daß die Völker das Recht zur Selbstbestimmung haben, und meint, wie 1912 ein Doktor Frymann, Frankreich müsse niedergeworfen und gezwungen werden, zu Haus und in den Kolonien so viel Land (das zuvor von den Einwohnern geräumt wird) abzutreten, wie Deutschland brauche. An solche Forderung hat uns deutscher Massenwahnsinn gewöhnt. Die Sonderheit des Herrn Martin Spahn beruht nur in der Thatsache, daß er, kurz vor dem Krieg, auf dem heidelberger Friedenskongreß als Redner viel Beifall fand. Das Beispiel lehrt uns wiederum, daß der Pazifismus eine der Masken ist, die das deutsche Barbarenthum vorbindet, um wildes Trachten und rohe Gier zu verbergen.“ Abgemacht. Was aber, redlicher Temps, ist in Deutschland nun stärker: Gier oder Müdheit, Landhunger oder Sehnsucht in Frieden? Herrscht Größenwahn oder ward die letzte Hoffnung enttäuscht? Der Spähne Bündel soll ja dick sein wie ein Wanst.

Diagnose.

Ich ließ die Stimmen sprechen, die beträchtlicher Gruppenmeinung Ausdruck zu geben scheinen. Wer in dieses Geschwirr hineingehorcht hat, muß merken: daß von tief überwiegender Mehrheit das Balkanabenteuer als unbequem, gefährlich, doch unvermeidbar empfunden wird; daß die ernstesten Geister sich mühsam

in den Glauben an den Erfolg des Unternehmens peitschen, das, selbst wenn nicht unerwartetes Hinderniß sich ihm entgegenstemmt, Wochen braucht, um auch nur ein Armeecorps auf den Kampfplatz zu fördern; daß die Union Sacrée rostig geworden, die Republik im Urtheil und Alltagswunsch nicht mehr einig ist. Noch aber, ganz und gar, im Willen zum Sieg. Ob der nicht unfähige, doch unwahrhaftige Herr Viviani noch ein Weilchen weitergaukelt oder bald stürzt (und dadurch Herrn Delcassé, dem immerhin Sachverständigsten, die Rückkehr ins Amt ermöglicht), ob er, unter dem Firmenschild des siechen, halb blinden Blenders Bourgeois, das internationale Geschäft fortführt, Hanotaux, Pichon ausurnt oder es Herrn Briand anvertraut, der sich lautlos in Bereitschaft hält, ist für uns ohne gewichtigen Belang. Daß für das Heerwesen (Millerand-Thomas), für Finanzen (Ribot, Méline und Genossen) gut gesorgt wird, scheint durch die Ruhe des Landes erwiesen, dessen Hochöfen, Eisen- und Erzwerke zum weitaus größten Theil (bis zu drei Vierteln) in deutschem Besitz sind und das dennoch kräftig athmet und kämpft. Unzufrieden ists nur mit dem Balkanrennen der Vierbundsdiplomatie und, im Innersten, auch mit den Sozien. Die Britenfront, die den Küstenschutz ins Unüberbietbare getrieben hat, wird noch immer zu kurz gefunden. England, heißts, müßte für seinen Orientruf und für Egypten, Rußland für Serbien und den Bosporus viel mehr wagen; Italien, da es im Trento und am Isonzo nicht schnell genug vorwärts kommt, die Heere Joffres und Sarrails wuchtig stärken. Auf Japans Eingriff in den Europäerkrieg wird fürs Erste nicht mehr gerechnet. Baron Kato, der das Auswärtige Amt des Tenno geleitet hat, sagte im Herbst, dieser Eingriff werde von einigen Politikern gefordert, sei aber unmöglich. „Mit Schiffraum könnten die Verbündeten uns aushelfen. Aber die Beförderung und Ernährung der nöthigen Heeresmassen würde viele Milliarden Yen kosten. Sie uns von Anderen bezahlen zu lassen, würde das Ansehen, die Ehre des Vaterlandes niemals gestatten. Anleihen sind jetzt nicht zu haben; wir könnten sie auch nicht tilgen. Waffen und Munition aber können wir in großen Mengen liefern; und werden es gern thun. Einzelne Japaner übertreiben Deutschlands Macht; fürchten, es werde siegen und dann einen Rachekrieg gegen uns führen. Man braucht weder Augur noch Prophet zu sein, um die Haltlosigkeit solchen Glaubens

zu erkennen und einzusehen, daß Deutschlands Niederlage unvermeidlich ist." Der neue Minister, der aus der pariser Botschaft kommt, soll dem Eingriffsplan freundlicher sein. Indochina wäre ein hoher Kampfpreis; Mongolenland zulänglicher Lohn für den (billigeren) Truppenvorschub nach Rußland. Durchschnittsglaube der Westpolitiker: „Wenn Japan an unserem Sieg zu zweifeln begönne, würde es eingreifen. Sicher wäre es zum Schutz Indiens zu haben; wahrscheinlich schon für Egypten. Heute liefert es den Russen Geschütze, Munition, Unterseeboote; morgen vielleicht Offiziere. Wenn es auf einem Kriegsschauplatze zur Entscheidung mitwirkt, leuchtet sein Nimbus über Asien hin und seine Geltung schwillt auch in Amerika. Hätten wir die Balkangefahr früher erkannt, dann könnten im November Japaner in Kleinasien, in Saloniki, Kawala, Dedeagatsch landen und den Kampf gegen die Türkei aufnehmen. Zu spät!" Durch alles Gespräch stiehlt sich dieser Seufzer. Nikolais Aufruf an die Russen, der Bulgarien als abtrünnigen Glaubensgenossen, als undankbares Kind russischer Blutströme, als Brudermörder und Verräther der Slawensache mit Himmelsstrafe bedroht, hat dem Franzengaumen geschmeckt. Nur: zu spät! Und mußte Rußland, um wirrem Volksdrang zu schmeicheln, Konstantinopel, das doch Freie Stadt werden soll, öffentlich für sich fordern? Konnte es nicht dem sofioter Koburg die Statthalterschaft, dem bukarester Hohenzollern ein bessarabisches Rippenstück anbieten? Ueberall versäumte Gelegenheit.

Wahrscheinlich ist der Versuch, einen Kriegsrath zu schaffen, der über alle Armeen des Vierbundes nach freiem Ermessen und nach dem Bedürfniß des Tages verfügt. Heilmittel oder neue Reibungfläche? Die Bestimmung des auf ihrer Front Nothwendigen werden die Feldherren sich nicht entwinden lassen. Insbesondere sind die Generale Joffre und French, die in der Marneschlacht siegten, ein Jahr lang nicht wichen und so den zur Waffnung und Geschoßlieferung unentbehrlichen Zeitraum sicherten, zu mächtig, um einem Kriegsrath unterthan zu werden. Dessen Wink brächte auch weder Russen noch Italer in Trab. Wieder zeigt sich, wie schnell im Wirbel des Krieges der Werth einer Bundesgenossenschaft schmilzt, deren Streitkräfte sich nicht, im Nothfall, flink auf einen Kampfplatz sammeln können. Was hätte uns die Leitungeinheit genützt, wenn der deutsche Vorstoß nach Ga-

lizien und in die Karpathen nicht möglich gewesen wäre? Ueber Krakau, Brünn, Prag wären die Russen vielleicht in Deutschland eingebrochen. Und hätte eine Million Russen, nicht einmal bester Sorte, vom ersten Tag an auf der Westfront mitgekämpft, dann wäre der Krieg wohl noch 1914 beendet worden. Ueber die Unmöglichkeit der Truppensammlung hülfe kein Oberkriegsrath hinweg. Auch der Genius nicht. Selbst der Tyrannenfeind Clemenceau ersehnt, für die Kriegszeit, jetzt einen Bonaparte. Und ein anderer Senator, Herr Chéron, hat eine Interview mit dem Korsen erschwitzt. Was läßt er ihn sprechen? Quark. Er trifft ihn, natürlich, im Paradies, zwischen Alexander, der über Makedonien redet, Caesar, der den Isonzo dem Rubikon vergleicht, und Hannibal, der Joffre in seinen Himmel hebt und an den Zauderer Fabius erinnert, dem Geduld und vorsichtige Abnützungtaktik den Sieg bereitete. Napoleon ist in Eden klein geworden. „Hätte ich England und Rußland für mich gehabt, dann wären Preußen und Oesterreicher nicht weit gekommen. Auch jetzt aber sind sie verloren. Sie scheinen nicht zu ahnen, was eine zum Sieg entschlossene Koalition ist. Früh oder spät erliegt ihr Jeder. Neulich erst hat mich der alte Blücher daran gemahnt; er ist außer sich, weil Deutschland jetzt von so schlechten Händen geleitet wird. Das freute mich. Das ist meine Rache. Die Entscheidung kann nur auf Eurer Front fallen. Doch die Staatslenker müssen Männer sein, nicht blasse Schatten. Wer nichts kann, muß weg." Ueber die Balkandiplomatie des Vierbundes lacht Bonaparte, wie der Senator nie Einen lachen hörte. Uns kanns ergötzen; kann auch erfreuen, daß ein Franzos den Archi-Boche Blücher im Paradies schwelgen läßt. Seltsam dünkt uns nur, daß Bonaparte gegen die Wehrgemeinschaft mit England nicht ein Wörtchen sprach. Haben Sie, Herr Senator und Todfeind, Lust, ein paar Minuten lang dem Napoleon zu lauschen, der uns Wilden gelebt hat und heute noch lebt?

„Ist Euch, Franzosen, das Hirnschmalz eingetrocknet oder habt Ihr, trotz aller Lobhudelei, das Ziel meines Kometenmarsches nie erblickt? Britaniens Politik begreife ich. Kalt wie Wellington, klug wie Pitt. Werdet Ihr geschlagen und wird, was Euch Belgien heißt, deutsch, dann bleibt an der Kanalküste ein deutsch-englischer Ausgleich möglich und der Sieger wird froh sein, wenn er Calais anglisiren und Euch dadurch von Eduards Erben trennen

kann. Wird gar Rußland zerstückt: weitsichtige Briten müssen die Freude dämpfen. Ruhe in Asien; kein Russenschiff im Mittelmeer; keine Landgroßmacht, der sich hier Deutschland, drüben Japan zu wirksamem Angriff verbünden kann; auf Jahrzehnte hinaus Kriegszustand in Osteuropa und keine Möglichkeit russo-amerikanischer Wirthschaft-Kumpanei, der Japan Brücke und Agent, China Hauptmarkt ist. Wie der Krieg ende: die wichtigste Britenwaffe, die Flotte, das eigentliche Heer der Insel bleibt im Kern unangetastet und ist, wenn alle Armeen abgenützt, alle anderen Kreuzer versunken oder lahm sind, noch viel mächtiger als je zuvor. Wer weiß, ob Deutschland die Insulaner nicht auch dadurch in Freundschaft ködert, daß es ihnen alle Dreadnoughts, die es selbst nicht braucht, zu stattlichem Preis verkauft? Pitt ist nicht tot. So muß man Politik machen: vorsorgen, daß jeder Fall, noch der im Augenblick ungünstigste, Korn auf die Tenne liefert. Ihr, Kindsköpfe, mahnet die Engländer, an ihre Kolonien zu denken? Indien ist weit; und daß Egypten weder leicht zu erobern noch ohne Seeherrschaft zu halten ist, weiß der ausgepichte Kitchener so gut wie ich Wüstenbummler und Pyramidenschwärmer. Die strampeln sich nicht aus der warmen Decke. Worauf aber hoffet Ihr? Alle Grabenlinien, in Belgien, Lothringen, Elsaß, zu stürmen und bis an die Mosel, den Rhein vorzudringen? Nicht mehr. Der alte Joffre ist ein tüchtiger Kerl. Bin ich aber so ganz verschollen, daß Ihr Einen anbetet, der vierzehn Monate lang den Feind in Frankreichs wichtigsten Bezirken duldet? Hundertneun Jahre ists heute, seit ich in Berlin einritt. Der Staat Friedrichs lag zerfetzt unter meinem Stiefelabsatze. Das war doch wohl ein Bischen mehr, als das abgeleierte Lied von der Marne meldet. Neun Jahre danach saß ich auf Sankt Helena. Wer hat mich hingeschleppt und zu Tod gemartert? Der Sieger von Azincourt und Waterloo. Der auch die Jungfrau von Orleans gemordet hat. Euer Herzensfreund. England. Dem werdet Ihr leibeigen, wenn, im Euch günstigsten Fall, das Spiel unentschieden bleibt. Deutschlands Menschenzahl ist bald ums Doppelte größer als Eure. Ehe es so weit ist, hat es, sicher, erkannt, daß es ihm auf die Länge Nützliches nur von den jetzt ihm Verbündeten erlangen kann: deutsches Land und nahe, ohne lange Seefahrt erreichbare Kolonien. Was wird aus Euch? Vasallen, Kriegsknechte, Belustiger Englands. Wer holt Euch das in den Ori-

ent verliehene Geld zurück? Wer hilft Rußland wieder in Zinskraft? Wer hindert Deutschland, nach drei, fünf, zehn Jahren Euch das Erz und die Kohle auszubrechen und in Toulon sich ein Gibraltar zu schaffen? Wird aus Eurer unbedachten Balkanjagd gar ein Abenteuer, wie mein ewig verträumter Herr Neffe (der meinen Namen in Verruf gebracht hat) es in Mexiko fand, kommt Ihr zu spät, seid zu schwach, werdet eingekeilt, in den Hals einer Haemusflasche eingepfropft, glückt Eurem Feind, was mir nicht beschieden war, dröhnt, zum ersten Mal, der Marschtritt eines deutschen Heeres durch Stambul, weit in den Erdosten hinaus, dann steht Eure Sache schon heute höllisch schlecht und ich weiß nicht, wie Ihr dem Deutschen das Pfand, das er von Euch hat, je ablösen könntet. Er bliebe, wo er ist, behielte Euer Erzbecken und die hundertzwanzig Hochöfen; würde Eure Industrie nützen und von Eurer Scholle ernten. Zu dem alten Einfallsthor käme Belgien als neues. Er bliebe, bis Ihr die siebenzig Milliarden draufgelegt hättet, die zwanzig Kriegsmonate sammt den Renten für Hinterbliebene und Invalide verschlingen. Dürft Ihr in solche Lebensgefahr tölpeln, die von keiner Hoffnung auf triumphalen Sieg, auf die Eroberung von Straßburg, Koblenz, Köln aufgewogen wird? All in meinem wüthenden Ehrgeiz war ich niemals so toll; und hatte doch, sagt man, ein Gehirn, das sich Luxus leisten durfte. Machet, ehe es wieder zu spät wird, Frieden! Lasset Euch den Besitzstand von gestern verbürgen, Egypten (das Ihr stets begehrtet, das Ihr, in Freundschaft mit Deutschland, halten könntet) und Tripolitanien verheißen: mit Marokko, Algerien, Tunis wärs das herrlichste Afrikanerreich, das zu erträumen ist; und Ihr könntet, Ihr müßtet, um nicht überlastet zu sein, auf alles Kongoland verzichten. Soll auch durch den Zuwachs von Europäererde bescheinigt werden, daß Ihr nicht mehr „die Besiegten von 1870" seid: fordert die Wallonenbezirke und lasset den Deutschen die Vlamen. Die Theilung zöge sie aus peinlicher Klemme, Ihr erhieltet altes Franzosengebiet und die zwei Völker, die auch unter dem Deckblatt des Belgiernamens nicht aneinander wuchsen, würden das Trennungweh verwinden, wie die Jungfer den berüchtigtsten Einbruch, wenn er in Wohlstand hilft und Frucht trägt. Solches Brot esset Ihr nicht? Müßtet Euch schämen, mit einem Theil des edlen Belgiens die Kriegswunde pflastern zu lassen? Schwatz. Den Wallonen bliebe

Deutschenherrschaft erspart, sie wären den Vlamenzank los und kämen aus einem engen, verdünsteten Reich in ein großes mit reiner Athemluft. Dankbar müßten sie Euch sein. War ja fast der einzige kluge Einfall, der dem holländischen Sohn der heißblütigen Hortense kam. Gehts drüben ohne Briey nicht: lasset Euch im Oberelsaß, bei dem geliebten, weil wiedergewonnenen Thann, entschädigen (Deutschland wird die Theobaldkirche nicht vermissen) und schlaget vor, aus Elsaß, Lothringen, Vlamland (das den Belgierkongo als Mitgift bringt) einen selbständigen Bundesstaat (wenns irgend möglich ist, unter Albert und der Bayerin) zu machen. Ihr dürftet zwei Drittel der Wehrausgaben abzwicken und ruhig leben; wäret von England unabhängig; könntet mit Spanien und Portugal einen Verein, für Wirthschaft, Zoll, Eisenbahn, Heer und Flotte, gründen; und die Scheu vor dem Landnachbar bestatten, der Euch eines Tages doch überwachsen muß. Ehre? Die, Kindsköpfe, ist gewahrt, wenn Ihr die Heimath stärker, als Ihr sie empfinget, den Söhnen vererbet. War ich ehrlos, weil ich, meine Vision Wirklichkeit werden zu lassen, Josephine aus unsauberen Laken nahm? York, weil er, sein Vaterland zu retten, von mir zum Zaren überging? Solchen Entschluß muthe ich Eurem verschnupften Gewissen nicht erst zu. Das Gescheiteste wäre freilich, das Volk, das Azincourt, den Feuertod der Jeanne d'Arc, zwei Feindeseinzüge in Paris, Hudson Lowe und Faschoda auf dem Kerbholz hat und Euch Kanada, Egypten, den Lessepskanal wegschnappte, aus Gibraltar, Suez und Aden zu jagen. Das thäte ich. Hätte noch in Moskau gern mit Alexander Pawlowitsch paktirt, der, leider, nur allzu fest auf seine Generale November, Dezember, Januar, Februar vertraute, vor deren Unüberwindlichkeit Talleyrand, das parfumirte Schwein, im Frühjahr gewarnt hatte. Ihr sollt nur Frieden schließen, so lange er zu haben ist; ehe Ihr so tief im Pfeffer lieget, wie ich am ersten Novembertag in Smolensk, als die Russen sich im Gubernatorium Minsk zu siegreicher Offensive aufgerafft hatten und mir nachts dreihundert Mann erfroren. Dann wärs wieder zu spät."

Der Senator lächelt. „Le Napoléon des Boches! Nie hätte Frankreichs Herrlichster so geredet. Unser Sieg steht über jedem Zweifel."

Amen. Lernet mindestens, Deutsche, glauben, daß der Feind noch daran glaubt. Wenn der Sturz eines Ministers, ganzer Kabinete gemeldet wird: die Excellenzen fielen nicht, weil sie zu kriege-

risch, fielen nur, weil sie zu friedlich schienen. Die in Frankreich regirenden Sozialisten, der sanfte Herr Sasonow, in England die Herren Asquith, Haldane, Lloyd George und (besonders) Grey waren rosige Hoffnungen aller Friedenskongresse. Das wird ihnen jetzt dick angekreidet. „Zum Teufel mit Pazifizisten, die den Krieg nicht gründlich vorbereiteten! Sie könnten rückfällig werden." Sir Edward Grey, von dem Deutschland ein Trugbild hat, wird, in drei Hauptstädten, härter noch als andere Gildehäupter gerüffelt. Er hat vor der Kriegserklärung gezaudert; rückhaltlos ausgesprochen, daß er sie ohne den deutschen Eindrang in Belgien nicht empfohlen hätte; dem Botschafter Fürsten Lichnowsky (der weder geprellt worden noch an dem Unheil mitschuldig ist) gesagt, daß er stets gern vermitteln werde und die Zertrümmerung Deutschlands nicht wünsche. Er hat dem Uebergang zweier deutschen Kreuzer in den Türkenbesitz nicht widerstrebt, nur die Bedingung gestellt, daß die deutsche Mannschaft, nach Kriegsbrauch, sofort nach England geschickt werde; und den Wunsch der Hohen Pforte erfüllt, die englische Marinemission in Konstantinopel zu lassen (wo sie drei Tage danach dem Amt enthoben wurde). Er wollte den Kriegsschauplatz nicht vergrößern, nicht gegen die Türkei kämpfen und hörte nicht auf den Botschafter, der ihm, am neunzehnten August 1914, dringlich rieth, zur Abwehr möglichen Staatsstreiches schnell die Britenflotte in die Dardanellen zu senden. In seiner Weigerung wird jetzt unverzeihliche Sünde erblickt. Kein Wunder. „Längst wäre der Krieg aus, wenn unsere Kriegsschiffe damals durch die Meerenge in die Marmara vorgedrungen wären und Rußlands Seeweg geöffnet hätten." Noch am vierundzwanzigsten Oktober 1914 telegraphirte er, fast arglos, an den Botschafter: „Sie müssen dem Großwesir die feindlichen Handlungen, über die wir zu klagen haben, aufzählen und ihm ins Bewußtsein rufen, daß die Türkei, wenn deutscher Einfluß sie zur Gefährdung Egyptens und des internationalen, unserem Schutz anvertrauten Suezkanales treibt, den status quo, den wir achten, durch ihren Angriff umstößt." Statt den Bulgarenhaß der Griechen, Rumänen, Serben als Deichsel der Troika zu nützen, wollte er alle Balkanvölker in haltbaren Frieden einen. Und jetzt ist er für die Truppenlandung lau und mit ganzem Herzen wider den Zwang zu allgemeinem Waffendienst. Jedem Inselwütherich wäre Lansdowne lieber,

Curzon der Liebste. Sir Edward wird als redlicher, seiner Sache kundiger Mann ringsum sehr hoch geschätzt, aber zu weich gefunden. Geht er, einem Percy, der morgens und abends Deutsche frißt, den Platz zu räumen, heißen die neuen Geschäftsinhaber Bonar Law, Carson, Chamberlain, Curzon, Lloyd George: dann wollen wir nicht wieder, wie nach dem Fall Delcassés, einen Sieg buchen. Die Feinde sind von dem Balkanfehlschlag verstimmt, von einander und von mancher Führerleistung unbefriedigt, doch weitab von der Sehnsucht nach Laodikaierfrieden. Noch hat der Bund nirgends ein unflickbares Loch; nur dünne Stellen, die unser Grimm allzu schnell stopft. Und ich möchte nicht für den Massenglauben verantwortlich werden, daß der grause Krieg ins letzte Viertel neigen wird, wenn das deutsche Heer durch das Thor, an dessen Pfeiler der letzte Palaeologe fiel, in Konstantins Stadt einzieht.

Friedhof der Krieger.

Ein guter Ruf ist besser denn gute Salbe und der Tag des Todes besser denn der Tag der Geburt. Trauer ist besser denn Lachen; weil Trauer das Herz bessert. Das Herz des Weisen ist im Klaghaus, im Haus der Lust nur der Narren Herz. Muß nicht der Mensch hienieden immer in Streit sein und ist sein Leben nicht wie eines Taglöhners? Mein Fleisch ist um und um wurmig und kothig, meine Haut verschrumpft und meine Tage sind schneller dahingeflogen denn eine Weberspule. Was ist ein Mensch, daß Du, Herr, ihn groß achtest und bekümmerst Dich um ihn? Er stirbt, ist dahin; wo ist er? Wird ein toter Mensch wieder leben? Du lässest ihn sterben und sprichst: Komm wieder, Menschenkind!...

Unabsehlich ist die Schaar, die über dieses Nebelmonats düster umbraute Schwelle ins Gedächtniß zurückschreitet. Vom Menschenauge unermeßlich der Märtyrerzug, der von dem Fest aller Heiligen sich zu dem Gruftgedräng schlichter Seelen wendet. Jünglinge, ergrauende Männer; Heilige, Helden. Zwei Feierklänge vermählen sich; zwei Feste kittet kirchenfern fromme Trauer in eins. Von jedem Grab blüht es bunt, aus jedem winkt ein Lichtlein Trost. In ihrem hellsten, saubersten Kleid harrt Trübsal; und hört, hundertmal in Augenblicksraum, aus reiner Kehle: „Fürs Vaterland starben wir; gern. Bleibet, auch Ihr, seiner würdig."

Anzeigen.

Der Springbrunnen. R. Piper & Co. in München. **Die Nehrungbilder.** Deutschherren-Verlag in Königsberg. **Kriegsgedichte und Feldpostbriefe.** Georg Müller in München.

Walther Heymann, der am achten Januar bei Soissons gefallen ist und auf dessen drei Gedichtbände hier hingewiesen wird, nahm die Sprache nicht als etwas Vorhandenes; sie war ihm das Material, das er bildete. Er bewährte an ihr Kraft und Fleiß des Werkmeisters. Beim Einzelwort setzte er an, ging ihm mit Pflug und Egge zu Leibe, hieb von ihm die Kruste ab, die Zeit und Menschen darum gelegt hatten, bohrte in die tiefsten Windungen des Wortes ein: und förderte Offenbarungen seines Wesens herauf. Wesensausdruck war ihm das Wort. In diesem Sinn war er stets ein Expressionist, noch ehe er sich der Betrachtung dieser Kunstart kritisch zuwandte. Er löste aus dem Wort das Organische, das, oft unsichtbar, im Keim liegt, und vermittelte neue Anschauungen. Dann nahm er das Einzelwort und verband es mit einem anderen zu einer neuen Einheit, das Wesen des Grundwortes erhöhend. Und dann verband er Einzelwort und Wortkombination zu einem ihm ganz eigenen Satzbau, zu ganz eigener Klangformation, ohne jede Manier. Heymann war kein „Neutöner“ im gewöhnlichen Sinn. Davor bewahrte ihn sein Gefühl für das Organische und Wesentliche. In heißem Ringen, vergleichbar der Schaffensart altdeutscher Meister, führte er die Sprache durch alle Möglichkeiten, selbst durch Querstände, zur reinsten Form. Die Sprache war ihm das Organ, mit dem er die sichtbare Welt ergriff und verkündete. Dinge und Worte befruchten einander: die Anschauung giebt seiner Sprache die Bildkraft, diese aber giebt den Dingen wieder, was sie ihnen nahm, und läßt sie neu erstehen. Auch die Erscheinungen der sichtbaren Welt nahm er nicht als etwas Vorhandenes: auch sie waren ihm das Material, das er bildete. „Ich Dichter male“ heißt es in seinem Gedicht „Bildniß“. Es ist das Bekenntniß des Dichters zum Sichtbaren. Die ganze Welt der Schöpfung lebt in seiner, neu, wie am erestn Tag: Erde, Bäume, Äcker, Felder, Meer, Dünen, Wind, Licht und Luft, der Odem des Menschen und seine Urbewegungen. Und selbst das Leblose erweckte er zum Leben. Besonders den Bäumen, dem Meer und den Dünen wandte er seine große Liebe zu.

Wie von der Sprache, so hieb er auch von den Dingen die Kruste ab, die Zeit und Menschen um sie gelegt hatten. „Dem Wiederkommenden, Erneuten, Jungen, Unerhörten, das zum ersten Mal erschaut wird, bin ich hold.“ („Wirkender Geist“ aus dem Band „Die Tanne“, der bei S. Fischer erscheint.) Er ging in den Urgrund der Dinge hinein mit einem tiefen Gefühl für das Organische. So gab er das Werdende: den Keim, der in der Erde liegt, die Sonne, die

ihn wachsen läßt, die Tanne, „wenn sie im Lenz mit Stäuben und Seim ihr Blühen betreibt“; und auch die Erscheinung des Menschen giebt er, in seinem Gedicht „Bildniß“, werdend in der Hand des Schöpfers. Selbst das Gewordene giebt er noch als ein Werdendes: die in den Himmel ragenden Bäume wachsen aus den Wurzeln der Erde, „Adern ihrer Kraft, die sich in das Klare zweigen“. Er giebt die Erscheinungen nicht nur für sich, sondern in ihrem Verhältniß zum Raum und in ihrem Wirken auf andere Dinge. Man fühlt den Raum, in dem die Dinge stehen, athmet Luft und Wind, der um die Bäume geht, sieht die Wolken, die über ihnen ziehen, sieht die Spiegelungen der Dinge im Wasser und durch Schatten und hört den ganz eigenen Klang, der jedes Ding umgiebt. Er empfindet, daß der Raum klingt. Das giebt seinen Bildern die weite Resonanz. Alles war ihm tönende Bewegung. Er hörte den Klang des Weltalls, fühlte alle Organe in ihm sich einen. Und dann vertiefte er sich wieder in die einzelnen Dinge der sichtbaren Welt und offenbarte, als wenn er einen Vorhang wegrisse, ihr Unsichtbares. Er war ein Seher im ursprünglicheſtn Sinn: er sah nicht nur in die Dinge hinein, er schaute über sie hinaus. Der Anblick des schlichten Apfelbaumes, den er mit seinen rothen Früchten gegen den herbstklaren Himmel sah, gab ihm die Vorstellung von Korallenklippen im Ozean; die Dünen sah er als „Riesen-Wüstenthiere“ („Mammuth-Dünen“). Die einfachsten Dinge wußte er zu erhöhen. Ihm war jedes Ding heilig. Hierin liegt das Ethische seines Wesens: die Erhebung der sichtbaren Welt.

Durch sein keusches, selbstloses Verbergen in den Dingen befreite er die Lyrik von ihrem oft allzu stark betonten egocentrischen Wesen. Sein Wirken hat eine reinigende Kraft. Und doch war es sein eigenstes, wehendes Leben, mit dem er die Dinge ergriff, das an ihnen litt und sich von ihnen befreite. Von der Sonne, die über der Abendhaide glänzt, sagt er: „Die wirft von Feuern letzten Glanz: Rothgold aus Tiegeln, blauende Schlacken.“ Von dem Baum heißt es: „Steil auf schießt der Schaft, schaumweiß, in Sturzhaare.“ Selbst durch Rhythmen, die wie in Ketten geschmiedet erscheinen, geht oft ein Taumeln. Diese Bewegtheit der Dinge von Grund auf gemahnt an die Kunst des Malers Van Gogh. Nicht auf den Vergleich mit dem Maler ist das entscheidende Gewicht zu legen. Heymann empfand die Grenze der Sprache und ihre Unbegrenztheit. Seine Darstellung malerischer Vorwürfe ist ihm nicht Selbstzweck. Aehnlich war seine Stellung zur Musik. Er hat die musikalischen Elemente in ihren Tiefen erfaßt. Es giebt in seinen Dichtungen Pausen und Fermaten, Steigerungen und Auflösungen, die im Musikalischen wurzeln. Er hat selbst Formen der Musik, Kanon, Fuge, symphonischen Satz, in die Dichtkunst übersetzt. All Das war nicht artistische Spielerei; es entstammte der tiefsten Sehnsucht des Dichters, den Gesammtorganismus alles Seins in den Grenzen seiner Kunst zu vereinen.

Und so war es auch mit den Erscheinungen der sichtbaren Welt.

Auch sie waren bestimmt, ihre Auflösung in der Sprache zu finden. Oft sind in seinen Gedichten die Dinge wie schwere Steine, gegen die sein starker Rhythmus ankämpfte, die ihm fast den Athem zu rauben schienen und die dennoch seine Sprachkraft bezwang und mit sich fortriß. Und dann wieder gingen die Dinge sanft in seine Sprache ein. Sprache und Dinge waren ihm das Material der Dichtkunst; das Höchste ihrer Vereinigung ist: die Entmaterialisirung der Sprache.

Da er Worte und Dinge in ihrer ganzen Bildkraft erschaute, vermochte er das Unbestimmte, Unaussprechliche zu geben und uns über den Raum hinwegzuheben. Die Dinge wurden ihm Sphäre; das Wort wird zum Laut; Wortkunst leitet über zur Klangkunst. Das Malerische und Musikalische löste sich in der Sprache auf: er gab ihr Farbe und Klang durch seine hohe Kunst in der Behandlung der Vokale und Konsonanten. Er hat, aus Farb- und Klangsinn, ganze Gedichte auf einen oder nur wenige Vokale gesetzt, architektonisch gehalten durch das Gerüst der Konsonanten. So ist die höchste Kunstentfaltung des Dichters zugleich die Vollendung des Organischen in seinem Werk. Aus den Elementen der Sprache schuf er Sprachkunst.

Bernhard Blau.

Unsere Feinde, wie sie einander lieben. Delphinverlag in München.

Dieses Buch haben unsere Feinde selbst geschrieben. Ich darf also kein Wort der Empfehlung hinzufügen. Höchstens könnte ich mich rechtfertigen, wenn man tadeln wollte, daß die zusammengetragenen Citate sich jetzt ganz anders ausnehmen als in dem Zusammenhang, wo ich sie fand. Wer gar kein Bischen Humor aufzubringen vermag, soll die Finger von dem Buch lassen. Wer aber den Sinn versteht, erlebt wohl das selbe Vergnügen beim Lesen, das mir die Herstellung bereitet hat. Die Karikaturen, die der Verlag beigesteuert hat, streuen Pfeffer über das Salz. Meine Freunde sagen, ich habe allerlei englische und französische Stellen übersetzt, die ihnen entgangen waren. Die Hauptsache war, daß ich auch einen Japaner erwischte; an Russen und Engländern war kein Mangel und Franzosen kamen mehr, als meinem Verleger lieb war. Ihre „Peur du ridicule" ist ja besonders groß; drum mußte ich sie tüchtig rupfen. Das meinte ich, als ich im Vorwort sagte: „Für Deutsche, die sich mit uns freuen wollen, stellten wir einige Urtheile zusammen, welche Franzosen über Belgier, Belgier über Engländer, Engländer über Russen (und so fort im bunten Reihen) fällten; und wenn wir bei dieser Uebersicht ein paar Urtheile überblättert haben sollten, die vielleicht die zusammengetragenen Aeußerungen mildern würden, so soll mans uns nachsehen. Das Buch will nichts sein als ein Beitrag zur Zeitgeschichte, als ein Stück Völkerpsychologie, gesehen durch ein Temperament im Kriegsjahr 1914. Und da wir Barbaren gern in den alten Werken blättern, da wir verständnißlose Deutsche gallischen Witz, englischen Sarkasmus schätzen, halfen französische, englische, russische, japanische Karikaturen

uns illustriren, was uns an Texten werth schien, in den Literaturen der feindlichen Völker mit einem ‚Nota bene' angekreidet zu werden."

München. Dr. Werner Klette.

Stell den Strauß von rothen Rosen ..... Verlag von Heinrich Minden in Dresden. 2 Mark.

Das ist doch jetzt die ungeeignetste Zeit für so ein Buch. Warum keine Kriegsliteratur?

Von 72 Seiten gehen noch Titelblatt und Schmutztitel ab. Die Widmung an einen österreichischen Volksdichter nimmt eine ganze Seite in Anspruch. Dafür sind die anderen Seiten aber auch nur halbbedruckt. Und Das nennt sich Buch!

Die Gedanken sind zu lyrisch. Die Gedichte zu reflexiös.

Dresden. Martin Minden.

Berufskampf der Krankenpflegerin in Krieg und Frieden. Duncker & Humblot in Leipzig. 2,80 Mark.

Die Sorge um unsere Krieger draußen an der Front, um unsere Verwundeten in den Lazareten steht im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Unsere Verwundeten können erst wirklich zu ihrem Recht kommen, wenn die Krankenpflegefrage richtig beantwortet ist. Heute werden die deutschen Krieger vielfach von jungen, ungeschulten Helferinnen gepflegt, während erfahrene Pflegerinnen fern gehalten werden. Die deutsche Krankenpflegerin hat schon seit Jahren einen schweren Kampf geführt. Seit wir im Weltkrieg stehen, kämpft sie heißer denn je um einen Platz in ihrem Vaterland. Hunderte von deutschen Krankenpfgerinnen mußten bei Kriegsausbruch nach Oesterreich gehen, weil man sie in ihrem eigenen Vaterland nicht brauchte. Deutschland kennt nur die Barmherzige Schwester; die Krankenpflegerin von Beruf muß es erst kennen lernen. Möge mein kleines Buch diesen tapferen deutschen Frauen endlich Vertrauen werben!

Charlotte von Caemmerer.

S. S. S.

Viele Engländer wünschen, daß die Handelspolitik der neutralen Länder nach britischen Grundsätzen geführt werde. Nicht nur aus den am Meer liegenden Staaten, sondern auch aus der Schweiz hätten sie am Liebsten eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung gemacht, deren Antheile in der City von London untergebracht worden wären. Der berner Bundesrath hat sich zu einem Kompromiß ent-

schlossen, der den Schweizern die Handelsfreiheit in gewissen Grenzen läßt. Was geschaffen wurde, ist ein Novum in der Geschichte der Handelspolitik: ein Einfuhrtrust, der für die Organisation des Außenhandels zu sorgen hat. Das Unternehmen heißt Société Suisse de Surveillance Economique, abgekürzt S. S. S. Diese Privatgesellschaft führt Rohstoffe, Halbfabrikate und Fabrikate für Rechnung Dritter ein und giebt sie den Leuten, die sie in der Schweiz verarbeiten oder verkaufen wollen. Das Ziel war, zu verhindern, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn sich mit schweizer Hilfe wirthschaftlichen Ersatz schaffen könne. Die Einfuhrgesellschaft sollte, nach dem Willen des Bundesrathes, unter der Bürgschaft der Regierung arbeiten. Das genügte in London nicht. Der Vierbund möchte das Recht haben, in jedem Vierteljahr die für die Schweiz bestimmten Höchstmengen festzusetzen. Das sollte natürlich auch für die Ausfuhr nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn gelten. Man konnte sie nicht ganz verbieten, aber in enge Schranken einzwängen. Dafür sollte der Großmächtebund sorgen.

Die Wünsche der Engländer sind nicht erfüllt worden; aber der Einfuhrtrust wurde auch nicht ganz in die Form gebracht, die sich die schweizerische Regierung für ihn ersehnt hatte. Die Schweiz leidet unter den Kriegslasten nicht weniger als die kämpfenden Staaten. Die bewaffnete Neutralität kostet Geld; und manche sonst ergiebige Einnahmequelle, wie der Fremdenverkehr, tröpfelt nur noch. Kein Wunder also, daß der Schutz der eigenen Industrie zur wichtigsten Aufgabe wurde. Der Vorsprung, der dem Kurs des Schweizergeldes in der ersten Zeit des Krieges glückte, war ein Produkt von Zufall und Spekulation. Die Schweiz konnte anfangs unbehindert liefern und erzielte damit eine gute Zahlungbilanz, die in großen Umsätzen schweizerischer Devisen zum Ausdruck kam. Da die schweizerischen Banken bei Beginn des Krieges beträchtliche Guthaben in Deutschland stehen hatten, wurde die deutsche Markdevise in der Schweiz gedrückt. Jetzt haben die Dinge ein anderes Aussehen bekommen; und die deutsche Volkswirthschaft hat sich über alle Vorurtheile erhoben, die anfangs vielleicht aus reinen Aeußerlichkeiten emporgewuchert waren. Die Eidgenossen haben, trotz den großen Schwierigkeiten, in die ihre Volkswirthschaft verstrickt wurde, keine Einbuße an Kredit erlitten. Eine amerikanische Anleihe beugte schädlichen Schwankungen des Wechselkurses vor. Die Darlehenskasse, die insgesammt 100 Millionen Francs in Geldscheinen ausgeben darf, wurde nicht sehr in Anspruch genommen; und die eidgenössische Staatsschuld (mit den Anleihen der Bundesbahnen von 1560 Millionen) hat die Grenze von 2000 Millionen noch nicht erreicht. Unerfreulich für das Kapital der Schweiz war der Verkauf schweizerischer Papiere aus Deutschland und Frankreich. Gegen diesen Strom, der sich über die Börsen in Genf und Basel (Zürich hat den amtlichen Werthpapierhandel noch nicht wieder aufgenommen) ergoß, suchte man durch Proteste einen Damm aufzurichten. Der leb-

hafte Widerspruch war erklärlich; auch das Mißfallen, das Aufrufe zum wahllosen Verkauf ausländischer Effekten bewirkte. Aber schließlich bleibt eine von Vorsicht und politischer Erwägung bestimmte Taktik nicht ohne gute Folgen. Kauft ein Land fremde Anleihen und Aktien, so schafft es sich damit eine Reserve für Kriegszeiten. Das ist stets gesagt worden, wenn über Nutzen oder Schaden eines Besitzes oder einer Betheiligung an ausländischen Papiererzeugnissen gesprochen wurde. „Wir brauchen einen Stock fremdländischer Werthpapiere, besonders solcher neutraler Herkunft, damit wir im Kriegsfall Effekten haben, die sofort zu Geld gemacht werden können." Das hörte man in allen Tonarten, als im Februar 1911 (lang ists her) die konservative Frage nach der Anlage deutschen Geldes im Ausland und nach der Zulassung fremder Emissionen im Reichstag beantwortet wurde. Die Verkäufe nach der Schweiz beruhten also auf Grundsätzen, die einst weithin anerkannt wurden.

Die besten Werthe des schweizerischen Kurszettels, die Anleihen der Bundesbahnen und der Bundesregirung, haben Kursverluste erlitten, die natürlich zum Theil durch die Abgaben des Auslandes entstanden. Die guten Eigenschaften der betroffenen Effekten werden dadurch nicht gemindert. An der Vermittelung des Verkaufes amerikanischer Papiere aus Deutschland ist reichlich verdient worden; die Ausnützung des für die Schweiz günstigen deutschen Wechselkurses hat manchen Nutzen gebracht. Die Anlage von Geld in deutschen Industriepapieren lohnte sich; denn der Züricher oder Basler strich beim Einkauf die Preisdifferenz im Wechselkurs ein. Die Fähigkeit einer gut geleiteten Wirthschaft, sich den Lebensbedingungen des Krieges anzupassen, ist durch die Gestaltung der verschiedenen Geldkurse gefördert worden. Die Schweiz hat viele Beziehungen zur deutschen Großindustrie. Man denke an die Drähte, die im Bereich der Elektroconcerns zwischen den deutschen Stammhäusern und den schweizerischen Trustgesellschaften hin und her laufen. Der Großkaufmann in Basel und Zürich sieht weit über die Grenzen seines Landes hinaus. Er kennt die Kräfte und Möglichkeiten, die das Ausland bietet, und hat seine Geschäftsfreunde so gut in Berlin und Hamburg, in Frankfurt und Leipzig wie in London, Paris und Mailand. Deshalb war er fähig, über die Gefahren, die der einzelnen kämpfenden Nation drohen, selbst richtig zu urtheilen, und ließ sich nicht von einem Kunden in London oder Manchester einreden, die deutsche Industrie stehe vor dem Todeskampf. Was er an der Industrie Deutschlands gesehen hatte, erblickte er nun ja, im Kleinen, zu Haus: die Zeichen rastlosen Vorwärtsdrängens.

Ob die S. S. S. nützen kann, wird sich bald zeigen. Sie soll der Schweiz die industrielle Leistungfähigkeit erhalten. Daher die Bestimmung, daß die nach der Schweiz eingeführten Rohstoffe und Halbfabrikate dort verarbeitet und verwendet werden. Dafür soll strenge Aufsicht sorgen. Eine gewisse Aehnlichkeit besteht mit den

deutschen Kriegsgesellschaften, die Landwirthschaft und Industrie mit den Bedürfnissen des Staates in engen Zusammenhang bringen sollen. Im Deutschen Reich wird zunächst an die Versorgung des Heeres gedacht. Nur das Reichsgetreidemonopol ist von allumfassender Wirksamkeit. Das Stickstoffhandelsmonopol wird ein ähnliches Format haben. In der Schweiz begann die Uebertragung des Staatsgedankens auf die Volkswirthschaft auch beim Getreide. Hier wurde ein Einfuhrmonopol geschaffen, dessen erweiterte Fortsetzung der allgemeine Einfuhrtrust ist. Um die Aufsicht über die Einfuhr zu erleichtern, werden in den verschiedenen Industriezweigen Syndikate errichtet, die die Form von Genossenschaften haben sollen. In ihrem Verwaltungsrath sitzt je ein vom Bundesrath ernanntes Mitglied. Auch hier war das Vorbild unsere Reichsgetreidestelle, die alle selbständig arbeitenden Kommunalverbände beaufsichtigt. Die Syndikate (in der Metall-, Chemischen, Textil- und Nahrungmittelindustrie) sind verpflichtet, alles Material, das auf ihrer Liste steht und in die Schweiz eingeführt werden soll, an die S. S. S. adressiren zu lassen. Jeder Genossenschafter muß die vom Ausland bezogenen Stoffe oder die Vorräthe, die er auf Lager hat, in der Schweiz verwenden oder in der eigenen Fabrikation verbrauchen. Damit diese Vorschrift nicht umgangen werde, haben die Aufsichtorgane Zutritt in die Fabriken, Magazine und Arbeiträume und Einblick in alle Bücher und Belege. Das ist eine nicht gerade bequeme, einfache Verpflichtung; denn das Geschäftsgeheimniß entschleiert man nicht gern. Solche Bedenken mußten aber schweigen. Der Export von Waaren aus der Schweiz ist eng eingeschränkt. Frei ist die Rückausfuhr von Rohstoffen und Erzeugnissen in die Länder, aus denen sie eingeführt wurden; auch in neutrale Länder, wenn der Verbrauch in ihrem Bereich verbürgt ist. Die Wiederausfuhr nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn ist natürlich verboten. Ausnahmen werden nur für Fabrikate gemacht, die durch die Vermittelung der S. S. S. eingeführte Rohstoffe in kleinen Mengen enthalten; ferner für Maschinen und Apparate, die kein Kupfer (oder nur einen geringen Prozentsatz) und kein Rohmaterial bergen, das von England, Frankreich oder Italien geliefert wurde. Zu den Ausnahmeartikeln schweizerischer Herkunft gehören außerdem: Chokolade, Rohseide, Seidenstoffe, Uhren, Stickereien, Baumwollgarne (außer den englischen), Kondensirte Milch, Geflechte.

Die Schweiz wird sehen, ob sie mit dem neuen Programm der S. S. S. ihren Handelsverkehr fördern kann. Auch für ihre Industrie ist die Versorgung mit Rohstoffen eine Lebensfrage. Manche Gewerbe, besonders solche, die Nahrungmittel für das Heer liefern, haben über Mangel an Bestellungen nicht zu klagen. Auch die Maschinenfabriken, die Spinnereien und Webereien sind gut beschäftigt. Schlimm ist es nur den Luxusindustrien, den Hotelunternehmungen im Gebirge und den Gebirgsbahnen ergangen; die Einnahmen der Bundesbahnen blieben im Krieg auf ansehnlicher Höhe. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft" bei der Post abonnirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei **Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung** einer Nummer **stets an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt wenden.** Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den

Verlag der Zukunft.

Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Für Inserate verantwortlich: D. Brasch. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57